



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

aufzutreiben wäre, einer, von dem man nicht zu befürchten hätte, daß er sich festsetzen und den Meistersleuten nach dem kärglichen Brote trachten werde.

Der Meister sah mich fragend an, und ich sagte Ja. Sein Weib war freilich über diesen Handel unzufrieden, jedoch nach einigem Stürmen und Schmollen gab sie sich zufrieden, indem sie wohl bei sich bedachte, daß ihres Mannes Leidenschaft nicht ohne meine Schuld in der letzten Zeit gefährlich gewachsen wäre, sodaß sie sich in der Sommerhitze auf heiße Stunden am Herde gefast machen mußte. Dies bei sich überlegend, gab sie mir mit so erfreutem Gesicht den Abschied, daß es mich verdrossen hätte, wäre mir die Ursache ihrer Fröhlichkeit nicht bekannt gewesen.

So nahm ich den Wanderstab wieder in die Hand und suchte meinen Weg. Meine Meinung war, daß ich ihn mir selbst gewählt hätte, und ich war doch auch jetzt wieder von fremder Hand geleitet worden. Vor meinem Geiste erhoben sich aus grauem Nebel in Glanz und Blut die himmelragenden, kühnen, trotzigen Gipfel, und darunter breitete sich im Frieden eine eng umgrenzte Welt aus, in der ich meinen Plan weiter verfolgen wollte. Aber schon war er meiner Hand entfallen. Und der Verborgne und Geheimnisvolle, vor dem es kein Entrinnen gibt, weder mit den Flügeln der Morgenröte, noch mit den Fittichen der Nacht, hatte ihn aufgehoben.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Der Reichstag ist wieder da, er beginnt einen neuen Abschnitt unsrer Gesetzgebung. Sehr verheißungsvoll ist die Zusammensetzung des hohen Hauses deutscher Nation nicht, und man darf sich auf recht ärgerliche Szenen mit den Sozialdemokraten gefast machen, deren öffentliches Auftreten immer mehr an das Verhalten verzogner, aber recht ungezogner Jungen erinnert. Wäre der Reichstag, diese einst so heiß ersehnte und mit so großen Hoffnungen begrüßte Schöpfung, heute noch das, als was er vor vierzig und fünfzig Jahren in dem Sehnen des damaligen politisch reifen Geschlechts lebte, so müßte er sich vor allen Dingen gegenwärtig halten, daß in diesen Gesetzgebungsabschnitt das Jahr 1905, der nächste Termin der deutschen Volkszählung, fällt. Diese wird eine Zahl von 60 Millionen Deutscher im Reichsgebiet feststellen, seit 1870 eine Zunahme um fünfzig Prozent der Bevölkerung; nach abermals zwanzig Jahren, also einer Frist, mit der Politik und Gesetzgebung heute schon zu rechnen haben, wird die Volkszählung von 1925 eine seit 1870 verdoppelte Bevölkerungszahl von 80 Millionen ergeben. Der Gegenstand ist an einer andern Stelle dieses Festes, in einer Studie über die Herrschaft auf dem Großen Ozean, eingehender erörtert. Hier sei nur noch auf Paul Rohrbachs lezenswerte Schrift „Deutschland unter den Weltvölkern“ (Buchverlag der „Hilfe“) hingewiesen, eine Arbeit über alle mit diesem Thema verknüpften Fragen, die eingehender Beachtung wert ist. Die Schrift sollte jedem Abgeordneten auf sein Pult gelegt werden. Vielleicht entschließen sich dann doch einige Volksvertreter, das lehrreiche Buch zu lesen, lehrreich, obgleich es eigentlich nur die nächstliegenden greifbarsten Wahrheiten zusammenfaßt, einheitlich ordnet und logisch weiter entwickelt. Die Abgeordneten, die es lesen, werden dann sicherlich das Ihre tun, die Herren Kollegen zu verhindern, noch weiter das leere Stroh wüsten Parteigezänks zu dreschen, anstatt sich den großen Pflichten zuzuwenden, die eine bittere und unerbittliche Notwendigkeit allen auferlegt, die über die Zukunft Deutschlands zu wachen berufen sind. Und das ist ja wohl der Reichstag auch.

Es gibt nichts Dringenderes als sich mit der oben festgestellten harten Tatsache zu beschäftigen, die unsre gesamte innere und auswärtige Politik in ihr eisernes Joch spannt. Hier gilt es vorzuschauen, vorzubauen, vorzuforgen. Möge die erleuchtete Staatsweisheit unsrer Reichsboten ihr Licht nicht unter den Scheffel stellen: es handelt sich um Dinge, die tausendmal wichtiger, dringender und zwingender sind als unser ganzes teils überlebtes, teils totgebornes Parteiwesen. Gerade die Herren Sozialdemokraten, die sich als die Träger des Vertrauens von drei Millionen Wählern gebärden, haben vor allen die Pflicht, darüber nachzudenken, wie Deutschland zunächst für 60 Millionen Volksgenossen Brot schaffen soll. Denn die große Mehrheit derer, die nach Brot rufen werden, dürfte doch den handarbeitenden Klassen angehören. Mit dem fortgesetzten Säen von Unzufriedenheit, mit der atemlos betriebenen Revolutionierung der Massen ist da nichts gewonnen, davon wird mit Ausnahme der Agitatoren niemand satt. Was wir brauchen ist eine ungestörte tüchtige Produktion und die Erwerbung von Märkten für sie. Mit den ununterbrochenen Streiks ruiniert man aber die eine, und verhindert man die andre. Die fortgesetzten Lohnerhöhungen, die nur zur Entwertung des Geldes und damit zum Sinken der Kaufkraft des Einzelnen führen, berauben nicht nur die deutschen Waren des Vorsprungs, den sie durch ihre Billigkeit auf dem Weltmarkt hatten, sondern sie drohen, sie nachgerade konkurrenzunfähig zu machen. Daß der Arbeiter von reichem Gewinn seinen Anteil in Gestalt von Lohnerhöhung fordert, da eine andre allgemein mögliche Form der Gewinnbeteiligung nur schwer zu finden ist, wird ihm niemand verargen. Aber diese Steigerung seiner Einkünfte soll ihm ein Segen, nicht ein Unsegen sein. Zum Unsegen wird sie ihm, sobald die Lohnfragen nicht mehr zur Befriedigung berechtigter Ansprüche und Bedürfnisse, sondern nur zur Erzeugung und Verbreitung von Unzufriedenheit und Haß aufgeworfen werden; sie sind heute schon weit mehr Mittel als Zweck! Ein verständiger Arbeiter, der darüber nachdenkt, was ihm die Mark in den achtziger Jahren war, und was sie ihm heute bedeutet, wird bald zu der Erkenntnis kommen, daß die fortgesetzte Lohnsteigerung, die alles verteuert, für den Einzelnen kaum noch eine Verbesserung seiner wirtschaftlichen Lage enthält, weil durch jede neue Lohnsteigerung der Wert des Geldes weiter herabgesetzt wird. Wenn man für einen Gegenstand, der früher zwanzig Mark kostete, heute dreißig Mark bezahlen muß, so sind eben die dreißig Mark nicht mehr wert als früher die zwanzig.

Alle die unaufhörlichen Lohnsteigerungen der Bauhandwerker z. B. haben natürlich eine entsprechende Steigerung der Mieten zur Folge. Der Schuhmacher, der Schneider wird entsprechend teurer, weil er höhere Miete zahlen muß; was der Maurer erstreift hat, wandert somit zum größten Teile in die Taschen des Schuhmachers, des Schneiders, des Metzgers usw. Wir sind mit unsrer gesamten Wirtschaftsbewegung auf einem falschen Gleise, das aller Voraussicht nach als toter Strang enden wird. Es ist eine Existenz von heute auf morgen, ein Leben aus der Hand in den Mund, ohne daß man sich über das Ende vom Viede klar ist. An die wirkliche Aufgabe einer „Massenföhrung“: ungestörte lohnende Arbeit und ungestörten lohnenden Absatz, denkt von diesen „Föhrern“ keiner; sie begehn sorglos oder ruchlos einen Verrat am Vaterlande und an den Massen selbst, die ihnen ihr Vertrauen schenken.

Stünden diese sozialdemokratischen Föhrer nur einigermaßen auf der H6he ihrer Pflichten, so hätte es nicht geschehn können, daß die Sozialdemokraten sich bei den preußischen Landtagswahlen stellenweise wie Lämmel und dumme Jungen betrugten, mit Stinktöpfen usw. operiert und so der preußischen Regierung die Pflicht nahegelegt haben, für den Schutz der Wahlfreiheit und des Wahlrechts in Zukunft ganz andre Maatelen zu schaffen, um zu verhüten, daß der Wahlakt nicht wieder zum Aufruhr und zur Belästigung aller nicht sozialdemokratischen Wähler ausartet.

Sobiel von den Sozialdemokraten. Aber auch die Konservativen sollten einsehen, daß sie sich am besten dienen, wenn sie ihrer Zeit dienen. Der Landwirtschaft treibende Teil der deutschen Konservativen muß vor allen Dingen dazu beitragen, die Frage zu klären: bis zu welchem Grade und unter welchen Bedingungen ist der landwirtschaftliche Betrieb in Deutschland noch steigerungsfähig? Wir glauben, daß im gegenwärtigen Augenblicke Deutschland bei normalen Ernten noch nicht nötig hätte, Brotgetreide in größerem Umfange aus dem Auslande zu beziehen, wenn sich die deutsche Landwirtschaft danach einrichtete. Aber auch wenn die Grenze der Leistungsfähigkeit in naher Zeit erreicht wäre, so hat die konservative Partei doch so gut wie alle andern, alle als Söhne des gemeinsamen Vaterlandes, ein sehr ernstes Interesse daran, daß Deutschland in der Lage bleibt, die dann notwendige Getreideeinfuhr (im Jahre 1925 für wenigstens 30 Millionen Menschen!) mit seiner eignen Gütererzeugung, also mit einer gesicherten Ausfuhr zu bezahlen; gesichert auf den Märkten fremder Erdteile durch die Zunahme des deutschen Einflusses, gesichert auf den Wogen der Weltmeere durch eine achtunggebietende Kriegsflagge. In einer arbeitfreundigen Industrie wird sich die deutsche Landwirtschaft immer ihre beste Kundin erhalten, deren Gedeihen sie im eigensten Interesse und ohne Selbstverleugnung fördern muß. — Gelänge es der Mehrheit des Reichstags, sich in der neuen Gesetzgebungsperiode zu dieser Erkenntnis ihrer dringendsten Pflichten durchzuringen, so würde das ein großer Segen für Deutschlands Zukunft sein.

Die Marine im Jahreshaushalt von 1904. Seit dem Flottengesetz von 1900 wendet sich dem Marinevoranschlag alljährlich wachsendes Interesse zu. Bei den einen, weil sie sich überzeugen wollen, daß er sich genau innerhalb des Rahmens des Flottengesetzes hält und keine Ansätze zu neuen Formationen und Erweiterungen birgt, bei andern, weil sie im Gegenteil die Entwicklung der Flotte mit einiger Ungeduld begleiten, die auf der zunehmenden Erkenntnis der Bedeutung dieses Teiles unsrer Wehrkraft beruht; bei einer dritten Gruppe endlich, weil der Marinevoranschlag das langsame und stille Wachstum unsrer Seegeltung in dem gleichmäßigen harmonischen Ausbau aller Zweige unsers Marinewesens am deutlichsten veranschaulicht. Es handelt sich bei einer Flotte ja nicht allein um die Schiffe. Außer diesen sind zu Lande wie zu Wasser noch tausenderlei Maßnahmen geboten, die für den planmäßigen Fortgang der Flottenschöpfung fast ein lehrreicheres und interessanteres Bild bieten als die für den Schiffsbau geforderten Raten. Im Etat für 1904 darf man hierzu rechnen die Errichtung eines Konstruktions- und eines Waffendepartements im Reichs-Marineamt, das danach aus fünf Departements bestehen wird, ferner das Anwachsen der verschiedensten Beamtenkategorien, sowie der sachlichen Kosten bei den Zentralbehörden. Auch der Marine-Justizdienst hat eine Erweiterung erfahren, ebenso der kirchliche in den Kosten der gottesdienstlichen Berrichtungen. Die Seeoffiziere sind um 140, die Ingenieure um 16 Stellen vermehrt. Die Matrosendivisionen haben eine Erhöhung um 800, die Werftdivisionen um 1009, die Torpedoabteilungen um 300, die Matrosenartillerie um 64 Köpfe erfahren: zusammen 2173 — die letztgenannten „infolge Vermehrung der Geschütze vorhandner Küstenwerke und des Baues neuer Küstenwerke“ (bekanntlich werden die Küstenwerke der Nordsee von der Matrosenartillerie, die der Ostsee mit Ausnahme von Kiel und Friedrichsort vom Fußartillerieregiment Nr. 2 der Landarmee besetzt). Eine neue „Vermessungskompagnie“ zur Ausbildung des Vermessungspersonals ist gebildet worden, der Voranschlag beantragt die nötige Ausstattung mit Booten, Betriebs- und Ausbildungsmaterial. Das ärztliche Personal ist um 11 Stellen, das Sanitätspersonal um 30 Stellen gewachsen (im ganzen 193 Ärzte, 310 Sanitätsmannschaften). Auch sonst veranlaßt die Zunahme der Marinemannschaften, die Vermehrung der Kasernen, Lazarett-, Gefängnis- und Festungsbauten ein Anwachsen des Personals in den verschiedensten Dienstzweigen und

damit ein Steigen der meisten Etatspositionen. Die Kosten der Ablösung von Schiffsbesatzungen sind von 1531490 auf 1814000 Mark, die Porto-, Depeschen- und Frachtkosten von 340000 auf 514000 Mark gewachsen, für Munition bei Schießübungen, Saluten usw. sind 200000 Mark mehr eingestellt, das Torpedo- und Minenwesen beansprucht an Personal- und sachlichen Mehrkosten 356388 Mark, die Arbeiterversicherung im Bereich der Marineverwaltung verlangt nebst 59500 Mark für Wohlfahrtseinrichtungen 796000 Mark. Im ganzen ist bei den fortlaufenden Ausgaben ein Plus von sechs Millionen zu verzeichnen, eine immerhin mäßige und in der Sache liegende Steigerung.

Die einmaligen Ausgaben im ordentlichen Etat sind schon durch die Tagespresse spezialisiert bekannt geworden. Es handelt sich hierbei zunächst um Schiffsbauraten, sowie um die Raten für Artillerie- und Torpedoarmierung. Die Forderungen halten sich genau im Rahmen des Flottengesetzes. Es werden neu gefordert: 2 Vintenschiffe, 1 großer (Panzer-) Kreuzer, 3 kleine Kreuzer (wovon 2 als Ersatz), 1 Kanonenboot, 1 Artillerietender und 1 Vermessungsschiff, im ganzen 100371000 Mark, 380000 Mark weniger als im Jahre vorher. Für die Vintenschiffe ist die Anschlagsumme die bisherige geblieben, für den Bau exklusive Armierung 15650000 Mark, die für den großen Kreuzer ist auf 14000000 Mark erhöht worden (gegen 13500000), um dem Schiffe eine größere Geschwindigkeit geben zu können. Die Steigerung der einmaligen Kosten der Werften um 503600 Mark entspricht nur den notwendigsten Anforderungen des überall erweiterten Dienstbetriebes, auch die erweiterten Bedürfnisse der Artillerieverwaltung, des Torpedo- und Minenwesens sowie der Garnisonverwaltung enthalten nichts außerordentliches. Kuxhaven erhält eine neue Kaserne für 200 Mann, die infolge der Vermehrung der dortigen Garnison nötig wird. Bemerkenswert ist außerdem die beabsichtigte Verlegung der Marineschule nach Mürwik bei Flensburg, die dazu dienen soll, der Marineakademie in Kiel, deren Räume nicht mehr zureichen, eine weitere Ausdehnung zu ermöglichen. Im Interesse der Ausbildung der Seeoffiziersaspiranten ist die Verlegung der Schule an einen ruhigeren Ort dringend erwünscht. Hervorzuheben ist ferner der Ansatz von 200000 Mark zu erweiterten Versuchen der Flotte in der Übernahme von Kohlen auf See. Es ist diese Übung für unsere Flotte bei dem Mangel an Kohlenstationen von ganz besonderem Wert. Dieselbe Summe von 200000 Mark wird zur Verstärkung der Kriegsbekleidungsprovianten gefordert.

Der außerordentliche Etat fordert für Hafen- und Hochbauten zunächst nur weitere Raten für Dockbauten in Kiel und Wilhelmshaven, ferner für Erweiterungen der Bau- und Ausrüstungsbassins, für die Verlegung der Torpedoabteilungen usw. von Kiel nach der Wieler Bucht nebst Erbauung von Kasernen und Lazarett dort, Ausbau der Werft zu Danzig (900000 Mark), die ersten Raten zum Bau eines Schwimmdocks für Torpedoboote auf der Werft zu Kiel und einer Kaserne für 1200 Mann in Wilhelmshaven, ferner Geländeerwerb dort für die Erweiterung der Marineanlagen 500000 Mark.

Ein weiterer interessanter Posten ist die erste Rate von 500000 Mark zur Einrichtung von Liegeplätzen für die Artillerieschulschiffe bei Sonderburg sowie für die dort nötigen Landbauten. Die Gesamtkosten sind auf 1160000 Mark veranschlagt. Die Flensburger Bucht wird damit völlig in den Betrieb der Marine einbezogen. Wie die Torpedoschulschiffe nach Mürwik, sollen die Artillerieschulschiffe nach Sonderburg verlegt werden, da die Kieler Bucht mehr und mehr durch die Schlachtflotte in Anspruch genommen wird. Die Artillerieschulschiffe sind infolgedessen genötigt, andre Schießplätze aufzusuchen, und es soll ihnen demzufolge bei Sonderburg hierfür ein Stützpunkt geschaffen werden. Auch sonst mögen Gründe vorliegen, die technischen Schulschiffe der Flotte und ihren Betrieb aus der von Jahr zu Jahr in steigendem Maße von fremden Kriegsschiffen besuchten Kieler Bucht zu verlegen. An Festungsbauten ist der Fortgang der Verbesserungen an

der Hafenbefestigung der untern Elbe und der Ersatz einer Küstenbatterie an der untern Weser zu verzeichnen. Das Terrain der bisherigen Batterie (Brinkamerhof I) ist vom bremischen Staate für 500 000 Mark angekauft worden. — So zeigt sich auf allen Gebieten der Marineverwaltung ein reges Leben, das u. a. sich auch in der Zunahme der Marinegarnisonen und =Stützpunkte zu erkennen gibt. In der Nordsee haben sich zu Wilhelmshaven noch Rughaven, Lehe und Geestemünde gesellt, mit der Zeit wird auch Emden dazu kommen; zu Kiel ist die Wiek-er Bucht, Flensburg und Sonderburg hinzugetreten, Danzig erfährt eine bedeutende Erweiterung.

Der Voranschlag für 1904 gewährt somit von neuem die erfreuliche Gewißheit, daß unser deutsches Kriegsseewesen mit Umsicht und Voraussicht geleitet wird. Die Finanzlage gebot auch der Marineverwaltung, sich auf das Notwendigste des Notwendigen zu beschränken, eine Zwangslage, der manche berechnigte Wünsche haben weichen müssen. Eine Forderung für den Neubau des Reichsmarinemints, den der vorige Reichstag bekanntlich abgelehnt hat, ist nicht wieder beantragt worden.

H. J.

Ist Pius der Zehnte ein „politischer“ Papst? Wer sich unter einem „politischen“ Papst einen Mann nach der Weise Leos des Dreizehnten vorstellt, der in dem Verhältnis des Zweibundes zum Dreibunde für den ersten Partei ergriff, der den Polen aus diesem Grunde 1895 riet, ihr Schicksal zu tragen, der die französischen Katholiken aufforderte, die Republik ehrlich anzuerkennen, und immer als das letzte Ziel die Wiederherstellung des Kirchenstaats im Auge hatte, der darf seinen Nachfolger nicht als „politischen“ Papst bezeichnen. Wer freilich von einem „religiösen“ Papst verlangt, daß er sich nur um seine „religiösen“ Pflichten kümmere und nicht um „politische“ Dinge, der verkennet das Wesen des Papsttums und der katholischen Kirche, die es beide als ihre selbstverständliche Aufgabe betrachten, die Laien in allem, was Religion und Sitte betrifft, zu leiten, die also einen gewissen Einfluß auch auf die innerpolitischen Verhältnisse zu üben gar nicht unterlassen können, und der vergißt, daß Joseph Sarto schon als Bischof und Patriarch diese Aufgabe in sehr eingreifender Weise angefaßt hat, also der Welt gar keine Veranlassung gegeben hat, einen Verzicht auf diesen für ihn selbstverständlichen Einfluß von ihm zu erwarten. Gegen eine solche Auffassung hat er ja nun auch bei seinem ersten Konsistorium nachdrücklich protestiert. Der einzige Punkt, der zweifelhaft sein konnte, war sein Verhältnis zum Königreich Italien. Daß er sich auch in dieser Beziehung vor seiner Wahl, wenn er sich in Mantua und Venedig freundlich zu den königlichen Behörden und zum Hause Savoyen stellte, nicht präjudiziert hat, ist klar, denn Venedig ist niemals päpstlicher Besitz gewesen und durch europäische Verträge an das Königreich Italien gekommen. Nun hat er jetzt allen Zweifeln über seine Haltung ein Ende gemacht, indem er von einer „schweren Beleidigung der Kirche“ gesprochen hat, was sich nur auf den „Raub“ des Kirchenstaats und ähnliches beziehen kann. Grundsätzlich hat er sich damit also auf den Standpunkt seiner Vorgänger gestellt, aber er hat das in der mildesten Form, ohne jede herausfordernde Schärfe getan. Es wird also vorläufig bei dem für deutsche Logiker und Prinzipienreiter freilich ganz unverständlichen Verhältnis zwischen Quirinal und Vatikan bleiben, daß der eine die Existenz des italienischen Königtums in Rom und der andre die politischen Ansprüche des Papsttums ignoriert, daß aber beide sich praktisch ganz gut vertragen, daß königliche Truppen auf dem Petersplatz und in der Peterskirche vorkommendensfalls die Ordnung aufrechterhalten, und daß die römische Feuerwehr bereitwillig einen Brand im Vatikan löschen hilft. In diesem sonderbaren Verhältnis ist der uralte Gegensatz zwischen dem weltlichen Papsttum und der italienischen Nationalidee zu der harmlosesten Formel abgeschwächt. Ob und wann sich dieser Gegensatz einmal prinzipiell ausgleichen wird, wer will das sagen? Parteien denken sich langsam um, und Kirchen noch unendlich viel lang-

jamer. Wenn man aber den Italienern vorhalten wollte, ohne das Papsttum würde Rom eine Landstadt geworden und nicht die ewige Stadt geblieben sein, sie hätten also wohl Grund zu einer dankbaren Schonung, ja zu Zugeständnissen, der würde wohl die kühle Antwort erhalten, daß das Papsttum außerhalb Roms und ohne Rom ganz undenkbar sei, daß also sein eigenstes Interesse es in Rom festhalte.

Zum Schluß sei noch aus bester römischer Quelle mitgeteilt, wie es mit den Sprachkenntnissen des gegenwärtigen Papstes wirklich steht. Er ist des Deutschen soweit mächtig, daß er ein deutsches Buch zu lesen, also in unmittelbare Verbindung mit dem deutschen Geistesleben zu treten vermag; eine deutsche Unterhaltung dagegen würde er nicht imstande sein zu führen, schon wegen der schwierigen Aussprache. Das Französische ist ihm geläufiger, als er selbst gesagt hat; auch mit dem Slawischen hat er sich beschäftigt. Unter seinen Vorgängern dürfte selten einer zu finden sein, der ihm in dieser Beziehung gleich käme. *

Krauskopf geschoren! Den Rezensenten der Kölnischen Volkszeitung befriedigt H. Wetters „Krauskopf,“ der den Lesern der Grenzboten warm empfohlen worden ist, nicht. Da das sein Geschmaç und sein Urteil ist, wird es jedermann in der Ordnung finden, daß er sein Urteil abgibt und seinen Geschmaç motiviert. De gustibus non est disputandum, und es würde mich nicht wundern, wenn so manches, wofür er eine Lanze bricht, mir nicht, nein wirklich gar nicht gefiele. Aber das jedem zustehende Recht, nach seinem eignen Geschmaç zu urteilen, darf, das wird man allseitig zugeben, nicht dahin ausgedehnt werden, daß man sich hinter dem Schilde der eignen, mit Recht oder Unrecht festgehaltenen Meinung deckt, um Dinge zu behaupten, deren möglicher Sinn sich mit dem besten Willen nicht ergründen läßt, und die eine schärfere Polemik als die meine nicht mit Unrecht als Unsinn bezeichnen könnte.

Der unparteiische Leser urteile selbst. Der Titel „Krauskopf,“ sagt der Rezensent, „kennzeichnet treffend 1. den Verfasser, 2. den allem Anschein nach mit ihm identischen Helden dieses »Romans« und 3. das Buch selbst.“ Gegen den witzigen Einfall, das Wort Krauskopf in bösslicher Absicht in demselben Sinne zu verstehen, wie man von jemand zu sprechen pflegt, in dessen Kopf es kraus aussieht, soll kein Einwand erhoben werden. Wer lang hat, läßt lang hängen, und wer als Witzbold geboren ist, braucht sein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen. Daß der Titel für den unzufriednen Rezensenten den Verfasser bezeichnet, ist verständlich, auch daß er für den Helden bezeichnend sei, kann man mit Freuden acceptieren, obwohl die Bemerkung non sine malitia gemacht sein dürfte und vielleicht nicht die Glorifizierung des krausen Haars des kleinen Helden, sondern ebenfalls eine Anspielung auf innere „Krausigkeit“ in Absicht hat. Dieses beides aber zugegeben, was in aller Welt kann dann der Sinn der Behauptung sein, daß drittens der Titel auch das Buch treffend bezeichne? Wenn der Verfasser unter 1, der Held unter 2 eliminiert ist, so bleibt doch — das muß mir der Feind zugeben — für 3 nur der Stil und der Einband des Buches übrig, und für sie ist, solange wir Deutsch und nicht Portugiesisch schreiben, der Tadel Krauskopf selbst dann nicht am Plage, wenn man — was ja Geschmaçsache ist — den Stil unruhig und den Einband sezessionistisch fände.

Gleich in den nächsten Sätzen zeigt der Rezensent, daß wenn er es mit der Logik nicht zu genau nimmt, dafür sein Herz um so wärmer und mitfühlender ist. Er fürchtet, man werde mit dem Krauskopf zu streng ins Gericht gehn, weil er gleich von vornherein zu stark gelobt worden sei. Der liebe gute soll sich darüber keine Sorge machen. Daß es Leute gibt, die jedes nicht von ihnen angestimmte Lob verstimmt, und die jedes Lob, das sie nicht selbst erteilen, mit der Bemerkung: „was zuviel ist, ist zuviel,“ abweisen, weiß man ja, und die drei Bände Krauskopf — denn es werden nicht viere sein, wie der Rezensent, der ein besserer Mathematiker als Logiker zu sein scheint, auf Grund einer richtig aufgestellten Proportion zu befürchten geneigt ist —

werden, denke ich, mit dem lauten Lob ebensogut fertig werden wie mit dem nicht weniger lauten, fürs erste noch mit keinem Beispiel erhärteten Tadel des Rezensenten. Und wenn dieser, nicht gerade in wohlwollender Absicht, die Vermutung ausspricht, die — mit vollem Bedacht gemachte — Kellame werde den Nachteil haben, daß „der Leser etwas ganz Extrafeines erwarte,“ so braucht er sich auch in dieser Beziehung keinerlei Sorge zu machen. Von ihm wird ja nicht erwartet, und von ihm kann nicht erwartet werden, daß er das ihm vorgelegte Buch als etwas besonders gutes ansehe, im Gegenteil, seine „Verstimmung“ und sein „Erstaunen“ sollen ihm, wenn er es wünscht, als Ausfluß freien persönlichen Rechts gutgeschrieben werden. Aber man kann nun einmal nicht contenter tout le monde et son père, und so wird sich Krauskopf bescheidenweise mit dem Beifall derer begnügen, die ihn als eine hervorragende Schöpfung „voll Urwüchsigkeit und urgesunden Humors“ ansehen.

Aber diese teilnahmvollen Befürchtungen des Rezensenten sind es nicht, die ich für das Merkwürdigste in dem besagten kritischen Artikel über „schöne Literatur“ ansehe. Viel merkwürdiger erscheint mir der sonderbare Gegensatz zwischen dem widerwillig erteilten Lob und dem freigebig, aus vollstem Herzen gespendeten Tadel. Wenn „das warme Heimatgefühl, das gute Herz, das Charakterisierungstalent und die humoristische Anlage“ des Verfassers anerkannt werden, so konnte, scheint es, die Überzeugung von dem Vorhandensein dieser nicht gar so häufigen Vorzüge doch nur aus dem Buche selbst gewonnen werden, und mit welchem Rechte kann da der Rezensent den Inhaber dieser Gaben in grundgütiger Weise zu Hansjakob in die Lehre schicken? Wenn „der gute alte Pastor samt Schruppel ein Prachtmodell,“ der Ohm und Pate Detmar „trotz seiner Schwächen ein Prachtlerl“ ist, so muß doch das Verdienst hiervon dem Verfasser, der das Prachtmodell und den Prachtlerl entweder geschaffen oder so lebenswahr geschildert hat, zugesprochen werden, und man sieht nicht recht ein, warum unter solchen Umständen von den beiden weitem, noch zu erwartenden Bänden in ironischer Weise als von einer „netten Perspektive“ gesprochen wird. Freilich heißt es in der Rezension: „Wenn der Verfasser nur einigermaßen Sinn für Takt und Maß hätte“; „es werde alles durch das geschmacklose Beiwerk und die schreckliche Breite verdorben“; ein feinfühligere Leser werde „allerhand Grobschlächtigkeiten, die sich der Verfasser zu schulden gebracht habe, ablehnen,“ aber, den Geschmack und das Urteil des Herrn Rezensenten in Ehren, sind wir, die wir Krauskopf bewundern und nicht zu breit finden, von dem geschmacklosen Beiwerk nichts sehen, keine Grobschlächtigkeiten abzulehnen finden, so allen feinem Gefühls und Geschmacks bar, daß wir uns erst durch den Rezensenten der Kölnischen Volkszeitung belehren und auf die richtige Fährte bringen lassen müßten? Ist, wenn Urteil anderm Urteil, Geschmack anderm Geschmack gegenübersteht, nicht eine gewisse Zurückhaltung im Tadel am Platze, damit man, wenn im Laufe der Jahre das Urteil der Mit- und der Nachwelt, dem ich für Krauskopf getrost entgegenstehe, feststeht, nicht das schwarz genannt habe, was dann allgemein für weiß anerkannt wird, damit man sich nicht lächerlich gemacht habe, weil man „mit Sorge“ der Fortsetzung und Beendigung eines Buchs entgegen gesehen hat, das weder Mitleid noch Bejammern braucht?

Etwas lang und ungewöhnlich mag ja die von dem Ohm und Pate gehaltene Wiegenrede sein, aber wo sind die ähnlichen, angeblich „in allen Ecken und Enden anzutreffenden Mißgriffe,“ und was soll einem Werke gegenüber, das es mit Jugenderinnerungen zu tun hat, die grätige Bemerkung, „überall finde sich die Verwechslung des Affektionswertes der persönlichen Erinnerung mit dem Interesse des Lesers, dem die ersten Hörschen und die Kinderreime des Herrn Krauskopf vollkommen gleichgültig seien“? Von gewonnenen Schlachten und geschriebenen bissigen Rezensionen kann doch bei einem lebenswürdigen acht- bis zehnjährigen Knaben nicht die Rede sein: warum also dem Verfasser etwas zum Vorwurf machen, was in der Natur des von ihm behandelten Stoffes liegt?

Ob H. Wette von seinen „literarischen Freunden“ oder Gegnern des Hinweises darauf bedarf, „daß bei der Selbsterzählung mehr als bei jeder andern literarischen Gattung Selbstzucht und Beschränkung die Vorbedingung des Erfolgs ist,“ und ob der Rezensent der Kölnischen Volkszeitung der Mann ist, aus dessen Munde eine solche Ermahnung angebracht erscheint, mag dahingestellt bleiben: über „die pomphafte Ankündigung an den Kölner Plakatsäulen“ und über das Urteil des Verlegers braucht er sich keine Sorge zu machen. Die Berechtigung der Reklame wie der Kritik hängt ausschließlich von dem Werte des Buchs, nicht von dem Geschmack, von der „Verstimmung“ und dem „Erstaunen“ des einen oder des andern Lesers ab. Mehr als ein gutes Buch hat unberechtigtem Tadel dem Garauß gemacht, und — Urteil gegen Urteil, Geschmack gegen Geschmack gestellt — es hängt mir für das Schicksal des dreifachen Krauskopfs, wie ihn der Rezensent zu nennen beliebt, ganz und gar nicht. St.

Gehirn und Seele. Paul Schulz, Doktor der Medizin, Privatdozent und Assistent am physiologischen Institut der Universität Berlin, hat im letzten Wintersemester eine öffentliche Vorlesung über Gehirn und Seele gehalten, und unter diesem Titel die erweiterte Einleitung dazu (bei Johann Ambrosius Barth in Leipzig, 1903) als Broschüre herausgegeben. Welterklärer, die nicht ganz vernagelt sind, werden, wenn sie das nur 55 Seiten starke Schriftchen aus der Hand legen, gestehn, daß sie nun von der Unmöglichkeit, das Seelenleben mechanisch, chemisch oder biologisch zu erklären, überzeugt seien. Aus der Abhandlung Du Bois-Reymonds über die Grenzen des Naturerkennens wird unter andern folgende Stelle angeführt: „Bewegung kann nur Bewegung erzeugen oder sich in potentielle Energie zurückverwandeln. Potentielle Energie kann nur Bewegung erzeugen, statisches Gleichgewicht erhalten, Druck oder Zug ausüben. Die Summe der Energie bleibt dabei stets dieselbe. Mehr als dies Gesetz bestimmt, kann in der Körperwelt nicht geschehn, auch nicht weniger. Die mechanische Ursache geht rein auf in der mechanischen Wirkung. Die neben den materiellen Vorgängen im Gehirn einhergehenden geistigen Vorgänge entbehren also für unsern Verstand des zureichenden Grundes. Sie stehn außerhalb des Kausalgesetzes,*) und schon darum sind sie nicht zu verstehen, so wenig wie ein Mobile perpetuum es wäre.“ Schulz fügt hinzu: „Auch hier wieder fassen wir das Problem tiefer. Nicht an und für sich besteht die Unmöglichkeit, daß in der Natur Bewegung und Empfindung als Ursache und Wirkung auftreten, und daß wir uns beide durch das Kausalgesetz verbunden denken. Aber für die Naturwissenschaft besteht die Unmöglichkeit, weil das eine Element kein ποσόν [keine Quantität], nur ein ποῖον ist, nur eine intensive Größe.**) Wir können die beiden Glieder mathematisch nicht in einen Ansatz bringen, wir können sie nicht miteinander messen, sie sind inkommensurabel. Damit ist ausgeschlossen, daß sie wissenschaftlicher Betrachtung und Untersuchung zugänglich sind.“ Denn jede Naturlehre (soweit sie nicht bloße Beschreibung ist) enthält nach Kant nur soviel eigentliche Wissenschaft, als Mathematik in ihr angewandt werden kann. Die kleine Schrift zeigt, daß exakte Naturwissenschaft nur nach den von Kant verkündigten Grundsätzen betrieben werden könne, und gibt auf den letzten Seiten einen vortrefflichen kurzen Abriss der kantischen Erkenntnistheorie.

*) Vielmehr nur außerhalb des Kausalnexus der Körperwelt; auch die seelischen Ereignisse verlaufen nach dem Gesetz von Ursache und Wirkung.

**) Die Übersetzung des ποῖον mit Intensität — auch Intensitäten sind meßbar, wie schon der Ausdruck: intensive Größe besagt — erscheint uns ebensowenig glücklich wie die Auffassung, daß Körperliches und Seelisches einander wie Quantität und Qualität gegenüberstünden. Das Raumfüllende und sich im Raum Bewegende auf der einen, Empfindung und Bewußtsein auf der andern Seite sind unvergleichbare Erscheinungen verschiedener Art, von denen jede ihr eignes Quantum und ihr eignes Duale hat. Die Energieformen: mechanische Bewegung, Wärme, Licht, Elektrizität, Magnetismus, Chemismus sind doch verschiedene Qualitäten des räumlichen Geschehens.